

„Wir streben nach dem Unerreichbaren und verhindern so die Verwirklichung des Möglichen“
(Robert Ardrey)

Reise ans Ende der Schuld. Von der Mystik einer Hoffnungs- philosophie.

„Wenn es etwas gibt, wofür es zu leben lohnt, dann ist es die Betrachtung des Schönen“, so Platon. Doch die Betrachtung von sinnlicher Schönheit ist in höchstem Maße ambivalent. Zwar vermag sie vereinzelt die Sehnsucht nach Höherem, nach der Wahrheit, zu wecken, doch ist der Mensch oftmals unmittelbar befriedigt und sein Begehren ist – zumindest für den Moment – gestillt. Scheue Bewunderung und der Aufruf zur reflexiven Betrachtung spiegeln sich in den Arbeiten Cyrill Lachauers wider. Das Nicht-Rationale von Mystik und dem Glauben an Utopia in Beziehung zu setzen zu dem nüchtern Greifbaren, ist Anliegen seines künstlerischen Schaffens. Mystik hat die Funktion, das Utopische in die Realität zu integrieren und den eschatologischen Aufschub zu vermeiden.

Lachauers Reisen ist geprägt von der sehnsüchtigen und gleichzeitig schulderfüllten Suche nach einem Nirgendwo, einem Utopia, einem Ort, den es möglicherweise gar nicht gibt. Zwar haben utopische Entwürfe keinen Ort, doch sie beanspruchen für sich, eine Verortung dereinst und überall anzustreben. Utopisches ist allenthalben wahrnehmbar, eine Spurensuche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Existenzielle Fragestellungen und die Alltagswirklichkeit drohen in der eigenen Unzulänglichkeit, gesellschaftspolitische und persönliche Schuld zu sühnen, im Selbstvorwurf zu versanden.

Die Lösung dieses Dilemmas sucht Cyrill Lachauer auf vielfältige Art und Weise – und an verschiedensten Orten und Nicht-Orten. Erinnerungen, Träume, Wünsche, Visionen und Hoffnungen, und zugleich ein tief verwurzelt Schuldempfinden,

ausgehend von einem selbst auferlegten, omnipotenten Gerechtigkeitspostulat und einem beinahe überspannt wirkenden Unrechtsbewusstsein, bestimmen Cyrill Lachauers suchendes Reisen durch das eigene Selbst, bis ans Ende der Schuld. Das Unterwegssein nach Irgendwo und Nirgendwo ist gleichzeitig ein sinnliches Erfahren, das ein zielgerichtetes Ankommen von vornherein ausklammert. Mit den Worten George Bernard Shaws: „Im Leben gibt es zwei Tragödien. Die eine ist die Nichterfüllung eines Herzenswunsches. Die andere ist seine Erfüllung.“

Letztlich ist die Frage eines Eingestehens von persönlichem Scheitern oder aber die überladene Projektion von Bedeutsamkeit hinsichtlich bestimmter zu findender Orte, Menschen und Tatsachen, ein Problem von existenzieller Tragweite, das sich in allen Werken Cyrill Lachauers findet. Doch zugleich ist spürbar, dass die Suche und das nicht zwingend zielgerichtete Unterwegssein als Hoffnungsträger begriffen werden muss, um den Lebensstatsachen begegnen zu können. Dadurch kann eine lange erwartete Reise zu einem mit Sehnsucht erfüllten Ort niemals in einer bitteren persönlichen Enttäuschung enden.

Der Ethnologe und Künstler Cyrill Lachauer geißelt in seinen Werken eine neue Art des Kolonialismus. Doch nicht der anklagend erhobene Finger über eine zunehmend pervertierte Gesellschaft bestimmt sein Schaffen, vielmehr wird jedes seiner Projekte zur Entdeckungsreise in die Ungewissheit der persönlichen Existenz, in die Untiefen des eigenen Bewusstseins, in einen Irrgarten aus Lüge und Schuld.

Beschwichtigende Worte Dritter und begütigende Selbstgespräche seiner in der gesellschaftspolitischen Sicherheit verankerten Betrachter bringt Lachauer mit seinen Werken zum Schweigen. Er entführt in das gleißende Licht einer ganz eigenen ästhetisch-philosophischen Betrachtungsweise. Mystische Elemente gehen gleichsam schwerelos eine

Verbindung ein mit realpolitischen Gegebenheiten, die inhumaner kaum sein könnten. Der Bombenabwurf auf Hiroshima ist ein Ausschnitt einer alles überlagernden Dunkelheit des menschlichen Seins, der grotesken Selbstgefälligkeit eines missionarischen Eifers, einer modernen Kolonisation in einer entfremdeten Gesellschaft und einer entzauberten Welt. Diesen Zauber neu zu entdecken, ihn gleichsam wiederzubeleben, ist das Bestreben Lachauers.

Einem zarten Schwarm pastelliger Falter nach Jahren des Eingesperrtseins in einem Schmetterlingskasten die symbolische Freiheit auf einem sonnendurchfluteten Schneefeld zu schenken, vermag ihn zu versöhnen mit dem persönlichen Schuldempfinden ob ihres Gefangenseins. Das Fliehen einer ganzen Gesellschaft aus ihrem eigenen Land zu erleben und mit tibetischen Exilanten Hoffnung zu schöpfen auf ein besseres Morgen und Übermorgen für ihre Kultur und das menschliche Dasein an sich, vermag ihn zu besänftigen im Hinblick auf etwas, für das „Kollektivschuld“ kaum ein zu großes Wort sein mag. Und es öffnet die Augen für die Möglichkeiten, die dem Menschen gegeben sind: das Wünschen und Hoffen, das Suchen und Finden, das Mystische und Reale an einem utopischen Ort.

Für Lachauer sind seine Reisen nie abgeschlossen, nie wirklich verarbeitet, da ihre unmoralische Fragwürdigkeit bestehen bleibt. Das erklärt die unbestimmt und schemenhaft wirkende Eindringlichkeit, die sich erst nach und nach erschließt. Am Ende bleibt der momenthafte Ausschnitt einer mystischen Durchdringung von Wirklichkeit und der Blick auf das Möglichwerden ethischer Existenz und schuldloser Menschlichkeit. „Man sollte auch dem letztlich Unerklärlichen sein Recht einräumen, wenn man das Verhalten eines Menschen in einer Welt beurteilt, in der es keine letztgültigen Erklärungen gibt“, so der britische Erzähler Joseph Conrad in seinem Erinnerungsbuch *A Personal Record* von 1912.

Cyrill Lachauers Reisen hat damit auch ohne festgelegtes Ziel, als ein symbolisches Reisen durch das eigene Schuldempfinden, eine mehr als nur utopische Berechtigung und wird zum künstlerischen Ausdruck einer ganz persönlichen Hoffnungsphilosophie.

Dr. phil. Chloé Zirnstein, München